Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941
1934

5 (4.2.1934)

Visual Library

Der Führer am Sonntag

Folge 5 – Jahrgang 1934 | Wochenbeilage des „Führer" | Sonntag, den 4. Februar 1934

Wo steht der Mensch? / Viele Antworten und doch keine?

(5. Fortsetzung)

Mancher mag sich zuerst gefragt haben, was eigentlich die Betrachtungen des Dichters über Traum und Wirklichkeit für unsere Fragestellung hier zu tun haben möge. Jedoch bei einigem Nachdenken wird er erkannt haben, daß gerade die Beziehung des Traumes zur Wirklichkeit sehr aufschlußreich sein kann für den Einzelmenschen in Hinsicht der Wiederspiegelung seines wahren Wesens. Heute nun kommt ein sehr umstrittener Mann zu Wort, der uns noch einmal eingehender beschäftigen wird.

Der Astrologe: Uns rechnet die breite Masse des Volkes den Wunderdoktoren, Wahrsagern, Hexenmeistern und ähnlichen zu und die Wissenschaft schaut hochmütig und kühl auf uns herunter. Sicherlich haben eine Menge geschäftstüchtiger sogenannter Astrologen, die bar jeden Verantwortungsgefühls den Leuten buchstäblich das Blaue vom Himmel herab lügen und alles Angenehme „aus den Sternen prophezeien", was sie nur gerne hören wollen, die Schuld daran, daß wir so in Verruf sind.

Unsere Wissenschaft ist schon sehr alt und sie wird auch niemals aussterben, weil sich die unmittelbaren Einflüsse der Sternenwelt auf die Erde, auf die Menschenschicksale insbesondere, nicht leugnen lassen.

Wir können für unsere Behauptungen nur Beispiele als Beweis anführen, Erfahrungen, die seit Jahrhunderten sich ergeben haben.

Wenn man bedenkt, daß Kopernikus und Keplers weltumstürzende Erkenntnisse, die mathematisch belegt worden sind, die Erkenntnisse nämlich, daß die Erde keine Scheibe sondern eine rotierende Kugel ist, die sich um die Sonne bewegt und nicht umgekehrt, zuerst verfemt und erst 2 bis 300 Jahre später ganz anerkannt wurden, so müssen wir Astrologen uns eben in aller Bescheidenheit damit trösten, da wir uns ja mit diesen großen Erkenntnissen niemals messen dürfen.

Wir sind nur kleine Helfer der Menschen, die ihm die Ehrfurcht vor dem gestirnten Himmel dadurch zum Erwachen bringen, daß wir ihm die beziehungsreiche unendliche Ganzheit des Weltalls zeigen. Nicht ein Teilchen ist vom Ganzen losgelöst oder gar isoliert. Selbst die Kometen und Sternschnuppen haben ihren Sinn.

Wir öffnen dem Menschen den Sinn dafür, daß er sich nicht allzusehr fremd und gar verlassen in der Schöpfung vorkommt, daß er nicht zu oberflächlich nur die gesellschaftlichen Beziehungen zu andren Menschen als einzigen Maßstab seines Wertes und Wandelns ansieht.

Da aber unsre Erkenntnisse und Regeln nicht mathematisch wie bei den Astronomen oder logisch wie bei den Geisteswissenschaften nachgewiesen werden können, so werden die Zweifler an unsren Erfolgen und die Schwindler in unsren eigenen Reihen nie zu beseitigen sein.

Es steht außer Zweifel, daß, wie es in der Sprache fast aller Völker zum Ausdruck kommt, feste Einflüsse und Beziehungen der Sternwelt auch auf das Menschenleben bestehen.

Manche wollen ja sogar andere große Planeten als belebt annehmen in dem Sinne, daß höhere oder niedere Lebewesen als Vorstufe oder Fortsetzung des Erdendaseins dort wohnen.

Dies ist aber, ebenso wie die Lehre von der ewigen Wiedergeburt, nicht im geringsten nachweisbar und somit für uns eben Phantasie.

Viel ist unsre Astrologie besonders deshalb bekämpft worden, weil man ihr vorwarf, sie leugne die Willensfreiheit des Menschen und mache aus ihm eine Art traurige Schachfigur eines überirdischen Spiels.

Dem ist aber nicht so.

Ebenso könnte man die Vererbungslehre oder die Lehre vom Einfluß der Umgebung und Erziehung der Menschen als „deterministisch" bezeichnen (so heißt der Ausdruck für die Weltanschauung der Verneinung der Willensfreiheit). Es ist doch so, daß der Mensch zwar gebunden ist an seine Erbanlage, an seine Umgebung, Erziehung, an den Zeitgeist, an seine Nahrung und Erfahrung im weitesten Sinne, daß aber darüber hinaus etwas ihn befähigt, all diese Gebundenheit bis zu einem gewissen Grade zu überwinden und ihr, wenn es sein muß, mit Erfolg entgegenzuarbeiten. Ebenso verhält es sich mit der Gebundenheit des Menschen an die Sterne. Der Volksmund schon kündet davon, wenn er sagt: „Der ist unter einem guten Stern geboren" oder „Sein Stern ist im Sinken" usf....

Die Beharrlichkeit, mit der manche Menschen auch kraft ihres Charakters vom Schicksal begünstigt sind, ist bekannt. Schlimm ist es, wenn diese guten Konstellationen nicht benützt werden, ja wenn der Wille des Menschen ihnen entgegenarbeitet. Das ist eine der Todsünden wider den Geist. Nicht materielle Vorteile, sondern Taten und Werke wollen wir zum Besten der Gemeinschaft von den Sternen begünstigt wissen. Unsre Fähigkeiten, den Grundton unsrer Veranlagung wollen wir mit ihrer Hilfe kennenlernen; denn nur in diesem charakterologischen Sinne beeinflussen sie unser Schicksal.

Gottes Mühlen mahlen langsam. Der tiefe Sinn dieses Sprichworts läßt sich auch auf den Einfluß der Sterne anwenden. Die Sterne geben wohl einen Grundton an, sie fördern gewisse Charakterzüge und Neigungen, aber nicht mehr. Unsre Abhängigkeit von den Sternen ist keine materielle, keine sklavische. Sie ist magischer Art und nimmt mit dem Entfaltungs- und Reifeprozeß der menschlichen Seele ab. Kinder und Frauen sind wohl diesen kosmischen Einflüssen am meisten zugänglich, weil ihr Gefühls- und Seelenleben über das Selbstbewußtsein im allgemeinen vorherrscht.

Wie segensreich die Astrologie gewirkt hat, das liegt in der Tatsache begründet, daß sie dem Menschen das unerschütterliche Bewußtsein davon gibt, daß die Schöpfung ein Ganzes ist, in der kein Teil isoliert und sinnlos leben kann, und daß der menschliche Verstand niemals auch nur einen Bruchteil der geheimen Beziehungen und Kräfte des Weltalls wird je erfahren können; denn es ist so, wie es schon Shakespeare so schön sagte: „Es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen sich die Schulweisheit nichts träumen läßt."

Ernst Herold.

(Fortsetzung folgt)

Wilhelm von Humboldt

Rembrandt als Erzieher

Zweierlei Tod gibt es, — einen, der durch zu viel, einen der durch zu wenig Leben hereinbricht.

*

Türme, Sehnsucht und Adlersflug — sind deutsch.

*

Goethe, der das Fremde sich eigenlich, Shakespeare, der es überwand, und Rembrandt, der es von sich fernhielt, sind hierin vorbildlich für das deutsche Volk.

*

Volksgeist ist wichtiger und greift tiefer als Zeitgeist. Die Siege blasierter Scheinbildung dauern nicht an. Die echte Begeisterung, das echte Lebensgefühl, die echte Schöpferkraft, der tiefquellende Volksgeist machen ihm doch den Garaus.

*

Nicht umsonst hat Goethe betont, daß er es sich zur Aufgabe gemacht habe, die tiefsten Sachen stets in der einfachsten Form zu sagen. Dadurch hat er sich die Herzen der Deutschen gewonnen. Er dichtete, dachte, redete, baute von unten herauf. Diese Art von Entwicklung ist eine ganz besonders deutsche, sogar im reinsten Wortsinne, denn deutsch, thiutisco, heißt ursprünglich, volkstümlich".

*

Der Deutsche ist nur wahr, wenn er deutsch ist und nur deutsch, wenn er wahr ist.

Aus dem Inhalt:

Theodor Maurer: Emil Lugo
Max Dufner-Greif: Stimme der Westmark
Justus Ehrhardt: Verbotener Krieg
Jo Hanns Rösler: Der Schauspieler
Lonie Lauxmann: Mutter und Jungvolk
Freia Bergenthun: Karnevalskostüme 1934
Hermann Eris Busse: Volksfastnacht am Oberrhein
Dipl.-Ing. A. Schaefer: Gedanken zum Karlsruher Stadtbild.

Alemannische Köpfe:

Emil Lugo / Von Theodor Maurer

Man kann das 19. Jahrhundert in der Malerei trotz der großen Historienbilder der Münchner Schule das „Jahrhundert der Landschaft" nennen. Ist für die erste Hälfte die romantisch stimmungsmäßige Naturbetrachtung kennzeichnend, so wird die zweite Hälfte beherrscht von dem Naturalismus, wie er sich unter Führung und Einfluß der französischen Malerei herausgebildet hat. Beide Arten der Schilderung haben die drei Künstler abgelehnt, die in der Südwestecke des Reiches in den letzten Dezennien des Jahrhunderts um einen neuen Naturausdruck rangen: Böcklin, Thoma und Lugo. Es ist kennzeichnend, daß alle drei Alemannen waren, bodenständig der Heimat verbunden, die ihnen trotz aller Einflüsse der römischen Landschaft das Wesen ihrer Kunst am reinsten offenbarte, wenn auch erst nach schweren inneren Entwicklungskämpfen.

Wenn wir Emil Lugo als Alemannen bezeichnet haben, ist das nur bedingt richtig: väterlicherseits stammt die Familie ursprünglich aus Spanien; im 17. Jahrhundert übersiedelte sie nach Wien und hat sich dann in Freiburg, das bekanntlich lange zu Oberösterreich gehörte, angesiedelt. Das alemannische Blut hat dem Meister aber seine Mutter vererbt, eine feingebildete, gemütstiefe Frau, die ihm viel näher stand als der korrekte, religiös orthodoxe Vater! Ihr hat er wohl auch den Großteil seiner künstlerischen Veranlagung zu danken.

Zur Ausbildung ging Lugo an die im Jahre 1854 vom Großherzog Friedrich I. gegründete Karlsruher Kunstschule. Hier hat ihm das Schicksal den Lehrer zugeführt, der als einziger es vermochte, ihm den seiner Veranlagung gemäßen Weg zu weisen: Schirmer, der auch, das muß besonders hervorgehoben werden, der Lehrer Böcklins und Thomas gewesen ist. Sein Ethos, die Größe seiner Naturauffassung zogen Lugo vom ersten Augenblick an. Keiner von den Schülern des aus der Düsseldorfer Schule kommenden Schirmer hat ihm so treue Gefolgschaft geleistet wie gerade Lugo. Denn er strebte von Anfang an nach dem Großen in der Kunst.

Ein weiterer Glücksfall war es für ihn, daß drei Jahre nach ihm Hans Thoma die Karlsruher Kunstschule bezog. Gleich ihm hielt sich Thoma von allem Gesellschaftlichen und Aeußerlichen zurück, um das im eigenen Innern ruhende Gesetz zu erforschen. Eine herzliche Freundschaft verband die beiden stammverwandten Künstler bis zu Lugos Tod. Aber ein großer Unterschied herrschte doch zwischen den beiden: Thomas Naturgefühl wurzelt im natürlichen Volksempfinden, unmittelbar und entschlossen trat er an seine Aufgaben heran; anders Lugo! Er ist der typisch alemannische Sinnierer und Grübler, die Herkunft aus einer Jahrhunderte alten Ueberkultur mag ihm dazu den seelischen Schwung genommen haben. Er sah vor jede Aufgabe fast unübersteigbare Hindernisse gesetzt, die Zweifel ist er erst in seinen letzten Lebensjahren los geworden.

So ist es begreiflich, daß ihm die Schule nicht sehr viel zu geben vermochte — außer dem großen Vorbild seines Lehrers. 1861 verließ er sie wieder, kehrte nach Freiburg zurück und machte mit Thoma zusammen Naturstudien in Bernau, die uns heute noch seinen Sinn für das Einfache und Heroische zeigen;

Aber in Freiburg hätte Lugo seine künstlerische Sonderart nie zur Reife bringen können. Ein tätig-anteilnehmender Freund, der Sänger und Musikdirektor Franz Hauser, ermöglichte ihm einen künstlerischen Aufenthalt in Dresden. Hier entsteht sein erster großer Zyklus, der aber leider nur in Skizzen auf uns gekommen ist: der Moses-Zyklus. Angeregt von Schirmers Versuchen, eine Folge von Geschichten in verschiedenen mit dem Inhalt übereinstimmenden Landschaften zu schaffen, (wie wir dies hier in der Karlsruher Kunsthalle am „Barmherzigen Samariter" beobachten können), hat zweifellos die Anregung gegeben. Aber wie weit ist Lugo schon über seinen Lehrer hinausgekommen! Der strenge Stil erscheint vor allem an Claude Lorrain, den Lugo in Dresden besonders eifrig studierte, gebildet.

Den Gewinn der Reise mit ihren vielfachen Anregungen merkt man besonders nach der Rückkehr nach Freiburg. Lugo wendet sich noch ausgesprochener zu eigener Art hin und glaubt das nicht besser ausdrücken zu können als mit Goethes Worten: „Der echte, gesetzgebende Künstler strebt nach Kunstwahrheit, der andere, der einem blinden Triebe folgt, strebt nach Naturwirklichkeit, der erstere führt die Kunst auf ihre höchste, der zweite bringt sie auf ihre niederste Stufe." Der Dresdener Aufenthalt hat ihm Klarheit über sich selbst gebracht: „Ich muß tiefer, mächtiger, größer, ganzer empfinden lernen, ich muß einen seelischen Fortschritt machen, dann hoffe ich das Mehr zur Befriedigung des vollendeten Kunstsinnes hervorzubringen, was ich bisher mit noch verschlossenem Sinne zu ertasten suchte." Er hat jetzt das volle Bewußtsein, daß er anders sein muß als die ganze andere künstlerische Welt um ihn herum.

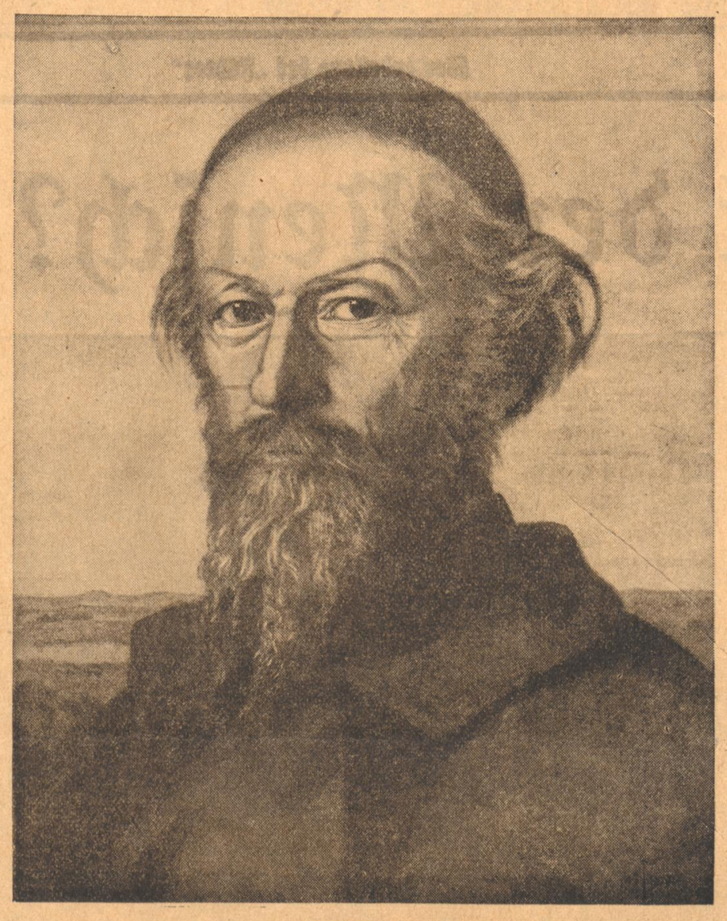
Endlich, endlich bekam er vom badischen Staate ein Stipendium von 600 Talern und konnte die längst ersehnte Romfahrt antreten, wo er „Erlösung von vielem hoffte". Er kam in die neue große Welt, gewaltig war der Einfluß Roms und seiner heroischen Landschaft. Er fand dort auch einen gleichgestimmten Freund, den Maler Heinrich Ludwig, der ihn in technischer Beziehung — er war Erfinder der Petroleumfarben — für die Folgezeit sehr förderte. Vier Jahre dauerte der römische Aufenthalt, erfüllt von unablässigem Schaffen, dem der schwächliche Körper kaum gewachsen war; tatsächlich hat Lugo Rom in schwerkrankem Zustand verlassen müssen. Monate brauchte er, bis er sich in Freiburg wieder einigermaßen erholte.

Elf Jahre lang blieb er dann wieder in dem stillen Freiburg, ohne äußeren Erfolg, aber er fand wenigstens einen geistig und künstlerisch anregenden und anhänglichen Kreis im Hause von Wilhelm Jensen, für ihn, den ewig Einsamen und Familienlosen, ein großes Glück, dem er nicht zuletzt die Spannkraft für sein intensives Schaffen verdankte. Jetzt wurde Lugo erst recht der Maler seiner oberbadischen Heimat; er hat versucht, den feierlich-großen Geist dieser Landschaft stilistisch zu gestalten. Endgültig hat er sich für die „große Erscheinung im Bild" entschieden. Zu einer großartigen Form- und Raumsprache hat er sich damals durchgerungen. Immer stiller und großräumiger werden seine Bilder. Und dabei mußte er gleichzeitig einmal gestehen: „Nun habe ich seit einem Jahr gerade 100 Mark verdient (ja, verdient!) für zwei Aquarelle, die ich kopierte und deren Originale ich vor einem Jahr verschenkte. Du kannst dir denken, wie wohl mir zumute ist." Nichts zeigt den „unzeitgemäßen" Charakter von Lugos Kunst ergreifender als dieser schmerzlich-höhnische Ausspruch.

Wir verstehen, daß er einer Aufforderung Jensens, mit ihm nach München überzusiedeln, gerne folgte; bei dem Mangel an Anregung und Verständnis in Freiburg ist ihm der Abschied nicht schwer gefallen. Wenn er auch an die Künstler Münchens keinen Anschluß fand — er hat ihn wohl auch gar nicht gesucht — so entfaltete er nun eine rege Tätigkeit: fast ein Viertel seines Lebenswerkes ist in den Münchener Jahren entstanden; das Reifste und Höchste, was er als Mensch zu sagen hatte. Aus jenen Jahren stammt das schöne Bildnis, das Marie Jensen von ihm gemalt hat (heute in der Karlsruher Kunsthalle): ein feiner, hagerer Kopf, umrahmt von reichem Haarwuchs und langem Vollbart; mit großen ruhigen Augen scheint er den Betrachter prüfend anzublicken. Ein dunkles Käppchen und ein hoch geschlossener Mantel gemahnen fast an einen Ordensgeistlichen. Hier in München durfte er die höchsten Ziele seiner Kunst erreichen, den Orpheus-Zyklus gestalten, den er schon als Kunstschüler unter dem Eindruck Glucks geplant hatte. Langsam stellte sich auch, als er sich dem 60. Lebensjahr näherte, der Erfolg ein; doch gelang es ihm immer noch nicht, in Kunstausstellungen zu einem breiteren Kreise zu sprechen. Immerhin konnte er sagen: „So eine bescheidene kleine Gemeinde haben meine Bilder im Laufe der letzten 10 Jahre sich doch langsam errungen."

Aber sein körperlicher Zustand ließ immer mehr zu wünschen übrig, Lähmungen traten ein, nach vielen Qualen ist er mit 62 Jahren verschieden. Er schläft den ewigen Schlaf an der Seite Jensens auf dem Friedhof der kleinen Fraueninsel im Chiemsee; still und feierlich sehen die Berge über den weiten See. Von Jensen stammt die schöne Grabschrift:

„Echt war und reich, was uns Dein Leben,
Was Deine Kunst der Nachwelt hat gegeben."



Emil Lugo
nach dem Gemälde von Marie Jensen

Stimme der Westmark / Von Max Dufner-Greif

Die Sehnsucht zur Scholle treibt den gebildeten Menschen, der auf keinem eigenen Grund und Boden mehr verwurzelt ist, zum Mythos der Landschaft. Wenn er des Glaubens daran verlustig ginge, versänke er ins kosmische All oder ins chaotische Nichts, deren Ausdruck sich irgend in der Form der Apokalypse begegnet. So steht der geistige Mensch unserer Zeit immer unter dem Druck einer unerhörten Spannung, die ihn zerreißen würde, wenn nicht die Wende des Opfers wäre. Aus dieser Liebe und Hingabe erhalten Volk und Landschaft die Kraft elementarer Urbilder Gottes, und daraus erklärt es sich, daß die engere Gauheimat nicht mehr mit dem Blick des staatlichen Herkommens aus der Geschichte eines Fürstengeschlechts gesehen werden kann. Wilhelm Michel hat diesen Vorgang sehr treffend die Ueberwindung der Provinz durch die Landschaft genannt. Unter allen deutschen Gauen hat aber keiner diese Wandlung so stark erlebt als die Rheinpfalz und das Saarland.

Als „Stimme der Westmark" liegt uns eine „Auslese Pfälzisch-Saarländischer Dichtung" zur Besprechung vor. Die Männer drüben über dem Rhein haben in den letzten Wochen Dinge geschaffen, auf die sie vor allen Augen des deutschen Volkes stolz sein dürfen. Sie haben eine ausgezeichnete Presse, sie schufen ihrem geistigen Willen eine Akademie in Landau, sie errichteten in Kaiserslautern einen eigenen Sender, sie eroberten mit der Pfalz-Ausstellung sich Berlin, und heute legen uns Kurt Kölsch und Rupert Rupp diese „Stimme der Westmark" vor. Der NSZ.-Verlag in Neustadt an der Haardt hat dem Buch kein alltägliches Gewand gegeben, und Hans Johst hat ihm ein einführendes Geleitwort geschrieben.

Die Dichter der Pfalz

Ludwig Dillmann ist am 10. Juli 1902 in Speyer geboren und katholischen Herkommens, das sich im Gedicht in einer gewissen Vorliebe für ritualen Wortprunk erweist. Diese zarte Natur ist im Ton oft Rilke nahe. Sein Lebensgesicht hat einen schwermütigen Ausdruck, der in dämonischen Bildern beschworen wird. Altersmystik klingt an, eine in sich erfüllte Erntestimmung, die sich zum letzten Eingang in den kosmischen Gott sehnt.

Paul Ginthum ist am 8. Februar 1894 in Heidelberg geboren. Er ist ein artistisch fein geschulter Künstler in der Wiedergabe von Impressionen des äußeren Lebens, ohne die Verwurzelung ins Elementare zu besitzen. So wirken die Bilder der Heimat und ihrer Bräuche stark als Bildungsergebnis.

Willi Gutting ist am 5. Dezember 1901 zu Lingenfeld in der Pfalz geboren. Er erscheint als Melancholiker mit den langsamen Gesten der Schwermut, ein Lauscher nach stummen Träumen, liebt er den Herbst und mondblasse Nachtbilder, und der Tonfall seiner Gedichte ist, nach seinen eigenen Worten, manchesmal sanft und klug.

Kurt Kölsch, Gaukulturwart in der Pfalz, ist am 10. Juni 1904 in Kaiserslautern geboren, ein lebhaft bewegter und kluger Geist. Eine sich aufbäumende Kraftnatur, formal noch von George und Rilke beeinflußt, reißt er das Feuer zu steilerer Lohe empor. Ungestümer Willensdrang beseelt diesen Tatmenschen.

Eduard Koelwel ist 1882 in Saarbrücken geboren. Er ist ein fertiger Mann mit eigenwilliger Stirn. Durch seine Gedichte zieht ein apokalyptischer Offenbarungston, ein visionäres Schauen des Ewigen weist ihm den einsamen Weg der Verklärung.

Otto Wenz ist am 1. Dezember 1895 zu Baalborn in der Pfalz geboren. Ihn beherrscht ein paracelsisches Einheitsgefühl. Die Dinge der Erscheinungswelt sind ihm Symbole des Ewigen und steigen als dämmernde Gesichte um ihn empor.

Die Dichter des Saarlands

Teut Ansolt ist am 17. Januar 1900 in Saarlouis geboren. Der Ernst seiner Natur wendet sich ins Große unverachtet den Reim wie ein Flitterwerk. Seine Sprache hat einen psalmenhaften Anklang. Er ist ein Melancholiker, nur im Gedanken an die Grenzlandnot der Heimat bricht ein trotziges Feuer aus dem Grund seiner Seele empor.

Karl Arend ist 1904 in Völklingen geboren. Das Buch bietet von ihm zwei Impressionen, deren Sprache verhalten gemeistert ist. Er bevorzugt die Bilder von Abend und Nacht und liebt die Form des Sonetts.

Will Keiling ist am 2. Dezember 1897 in Saargemünd geboren. Seine Gedichte zeigen ihn als mystischen Naturbetrachter, er ist eine innerlich einsame und menschenabgewandte Natur, ein Ringer mit dem Engel Gottes, beharrlich um dessen Segen ringend.

Adolf Kirchner ist am 28. Juli 1890 zu St. Ingbert geboren. Er sieht die Technik im Spiegel der alten Prometheusmythe, so treibt ihn der Titanismus in der Form zur hohen Hymne hin. Ein heidnisches Urgefühl bricht in der Seele dieses Dichters auf.

Arthur Lichti ist am 16. Mai 1901 in Saarlouis geboren. Die wohl im tätigen Leben stärkere Natur dieses Dichters erscheint für die Gestaltung des Geistes im Wort noch zu schwer. So wirken die Gedichte wie ein Stammeln der Not.

Rupert Rupp ist am 21. Oktober 1908 in Saarbrücken geboren. Hier liegt eine seelische Verwandtschaft im Wesen mit Kurt Kölsch vor. Auch er ist von feurigem Willen zu heroischer Haltung durchdrungen, doch ist seine Natur nicht so vulkanisch wie jene, er ist anpassungsfähiger und mehr zum Ausgleich neigend, eben ein Waagemensch. Große seelische Zuversicht nach Freiheit und Erlösung trägt den Ton seiner Gedichte empor, die darum dem Buch einen vortrefflichen Ausklang geben.

Sendung der Westmark

In seinem Vorwort nennt Hanns Johst dieses Buch einen Vorstoß in die Sinngebung des Dritten Reichs. Wir betonen auch hier wieder, daß dieser Weckruf nie und nimmer vom Roman her kommen kann, nur Lyrik und Drama können das Wesen im erwachten Deutschland offenbaren. Hier an der Grenzscheide gegen den liberalen Westen müssen wir die Form des völkischen Geistes steiler denn anderswo erheben.

Hanns Johst nennt dabei die Pfalz und Saar das Herzstück der Westmark. Wir badischen Regimenter lagen in der Sommeschlacht zwischen Serre und Gommécourt, das war der westlichste Punkt zwischen Flandern und Vogesen. Und wie man den ganzen Grabenwall von Sept bis Ostende die Westfront nannte, so zieht auch die Westmark die ganze Reichsgrenze entlang. So soll uns die Tatkraft der Pfälzer bewundernd, aufrütteln, daß wir Westmarkbewohner am badischen Oberrhein an Taten nicht zurückstehen, sondern den Sonderauftrag unserer Sendung erfüllen. Eine Stimme der Westmark hat den großen Gesang intoniert, nun sollen die andern gewaltig einfallen, um das Himmelsgewölbe mit der Polyphonie ihres Chores zu erschüttern.

Berliner Film-Brief

Eine große Produktionsfirma hat in den letzten Wochen den Leiter ihres Besetzungsbüros auf eine Rundreise durch Deutschland geschickt, um an den Provinzbühnen nach geeignetem Filmnachwuchs Ausschau zu halten. So lobenswert dieser Entdeckerdrang manchem erscheinen mag, so befremdend wirkt er auf jeden, der Einblick in die Filmproduktion hat und dem fast täglich Besetzungslisten auf den Redaktions-Schreibtisch flattern, die mindestens zwei bis drei neue Namen aufweisen. Auch das Publikum, dem beinahe wöchentlich ein Film vorgesetzt wird, in dem man ihm eine neue Star-Anwärterin offeriert (die Star-Anwärter sind bedeutend seltener), wird eine solche Nachricht mit gemischten Gefühlen vernehmen, es ist in dieser Beziehung konservativer, als man anscheinend annimmt und gewöhnt sich schwer an ein neues Gesicht, wenn es nicht wirklich ein Gesicht hat und auf den ersten Anhieb einen nachhaltigen Eindruck hinterläßt.

Nichtsdestoweniger bleibt die Nachwuchsfrage ein dauerndes Problem. Aber es scheint vernünftiger und klüger, sie einmal von einer anderen Seite her anzupacken als von der unbekümmerten Front des Munterdrauflos-Entdeckens. Man hat im letzten Jahr verschiedene junge Damen in tragenden Rollen herausgestellt, von denen man annehmen könnte, daß sich inzwischen Produktionsleiter, Verleiher und Theaterbesitzer, dieses Triumvirat der Filmköche, über ihren Wert oder Unwert ein Urteil gebildet hätten. Sollten sie so versagt haben, daß man sie nicht für würdig erachtet weitere Hauptrollen zu spielen, so würde ihr Verschwinden der beste Beweis für die Falschheit der Methode sein — es dürfte eben unmöglich sein, eine Hauptrolle mit einer neuen Schauspielerin oder einem neuen Schauspieler zu besetzen, ehe nicht der Produktionsleiter und Regisseur vollkommen von der Begabung und Eignung überzeugt sind. Gewiß — Irren bleibt immer menschlich, und auch diese Herren sind nur Menschen, wie man an einem Beispiel nach dem anderen beweisen kann. Es wäre daher dringend notwendig, wenn man bei der Neuordnung des Bühnen-Nachweises (dessen Film-Besetzungs-Büro nunmehr von der Reichsfachschaft Film organisiert werden soll) von diesem Punkt als wichtigstem ausgehen würde. Hier wäre ein zwar schwieriges aber dankbares Feld für eine Persönlichkeit, die in vollendeter Weise Kenntnisse und Erfahrungen mit künstlerischem Ernst, Verantwortungsgefühl, Wagemut und Uebersicht verbindet. Es erscheint wirklich zunächst wichtiger, eine solche Persönlichkeit zu entdecken, als die Schar der engagementslosen Darsteller fortlaufend von neuem zu vergrößern.

Es gibt einen Nachwuchs, der bereits erprobt ist und bei dessen Namen es sogar dem Publikum selbst auffällt, warum keine neuen Filme mit ihnen gedreht oder sie nur verschwindend wenig beschäftigt werden, z. B. Ellen Schwanneke, Sybille Schmitz, Wera Liessem, Hanna Waag, Liselott Schaak, Annemarie Sörensen. Warum hat man noch keinen Film wieder mit Friedel Schuster gemacht, einer charmanten Frau mit einer schönen Stimme? Warum fängt man erst jetzt an, Brigitte Horney mehr zu beschäftigen? Und warum stürzt sich nicht die gesamte Produktion auf eine Erscheinung wie Hilde Weißner, deren Erfolg als durchaus neuer und aparter Typ in dem Gründgens-Film „Die Finanzen des Großherzogs" unbestritten ist? Das sind nur einige Fragen, die einem so im Augenblick einfallen, ganz zu schweigen von denen, die man sich immer wieder vorhalten muß, wenn das Nachwuchs-Problem erörtert wird: Warum sucht man dauernd nach neuen Gesichtern, wenn man nicht einmal die Schauspieler und Schauspielerinnen angemessen beschäftigen kann, die es ihrem Können und ihrer Popularität nach verdienen? Wo bleiben die Filme mit Olga Tschechowa, Lil Dagover, Henny Porten, Gerda Maurus, Nora Gregor, Rudolf Forster, Paul Richter — um nur einige herauszugreifen? Gewiß — man bietet ihnen von Zeit zu Zeit Rollen an, deren Niveaulosigkeit selbst diese an Kummer gewöhnten Darsteller erschreckt, und es können in Einzelfällen höchstens pekuniäre Gründe sein, die einen oder die andere einmal zwingen, ein Engagement anzunehmen, das ihrem künstlerischen Gewissen hart genug ankommt. Wären nicht alle diese Fragen erst einmal zu beantworten, ehe man auf Entdeckungsreisen ausgeht?

Einen Henny-Porten-Film haben wir ja nun endlich wieder. Hier allerdings hat das Publikum wieder einzusetzen und zu beweisen, daß seine Treue kein leerer Wahn ist. Es wäre ein Jammer, würde dem Presseerfolg von „Mutter und Kind" nicht der wichtigere an allen Kinokassen des Reiches folgen. Dieser Film und Henny Porten verdienen es, daß sich zu ihrer alten Gemeinde der neue Publikums-Nachwuchs gesellt, der von Filmgeschichte nichts ahnt und dem man nicht übelnehmen darf, daß neulich in einem Brief an einen Film-Briefkasten die Frage stand: „Wer war Rudolf Valentino?"

Bemerkenswert ist übrigens, daß immer mehr weibliche als männliche Nachwüchslinge entdeckt werden. Der Typ des jugendlichen Liebhabers scheint ausgestorben oder wenigstens stark im Schwinden begriffen zu sein. Einsam auf weiter Flur behaupten Willy Fritsch und Gustav Fröhlich das Feld, so daß man den scherzhaften Vorschlag verstehen kann, den kürzlich ein witziger Kritiker Renate Müller nach ihrem Erfolg in „Viktor und Viktoria" machte, worin sie bekanntlich eine Hosenrolle spielt — er schlug ihr nämlich vor, ob sie nicht ihr Rollenfach wechseln wolle, da doch ein empfindlicher Mangel an jugendlichen Liebhabern herrsche.

Hingegen gibt es an Tenören wirklich keinen Mangel, sie sind zur Zeit die Pilze der Leinwand: Tonfilme, wem Gesang gegeben! Marcel Wittrisch hat ein bißchen Pech — sein Film „Die Stimme der Liebe" ist in einem Augenblick herausgekommen, wo wir schon etwas sangesmüde sind und infolgedessen kaum objektiv genug, um die landläufige Torheit der Handlung restlos mit seiner schönen Stimme zu entschuldigen . . . Man wartet gespannt darauf, was die Hausse in Tenören in der Friedrichstraße ablösen wird.

Friedrich Kayßler und Hans Albers
in dem neuen großen Ufafilm „Gold."

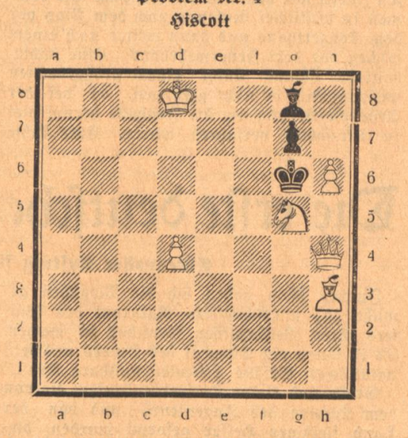
Badisches Schach

Herausgeber Badischer Schachverband im Großdeutschen Schachbund

5. Folge — 4. Februar 1934

Dr. Aljechin bezeichnete bei seiner Anwesenheit in Karlsruhe das folgende Problem wegen seiner feinen und überraschenden Varianten und des geringen Figurenmaterials als die beste Arbeit des Jahres 1933.

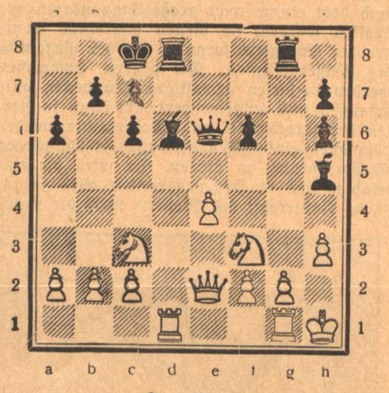
Problem Nr. 4
Hiscott



Weiß: Kd8, Dh4, Lh3, Spr. g5, Bd4, h6.
Schwarz: Kg6, Lg8, Bg7.
Matt in 3 Zügen.

In einer Turnierpartie in Singen a. H. kam es zu folgender interessanten Stellung:

Baier



Forster

Weiß: Kh1, De2, Td1, g1; Spr. c3, f3; Ba2, b2, c2, e4, f2, g2, h3.
Schwarz: Kc8, De6, Td8, g8; Ld6, h5; Ba6, b7, c7, c6, f6, h7, h6.

Schwarz hat in einer spanischen Eröffnung das Läuferpaar behalten und die offene g-Linie bekommen. Zwei Machtfaktoren, die er zu einer netten Opferkombination ausnützt.

1. . . . Tg8: g2! 2. Tg1: g2? Richtig war Kg2:, das zum Remis geführt hätte, nach dem Textzug setzt Schwarz matt oder erzwingt Damenverlust. 2. . . . De6: h3+. 3. Kh1— g1, Lh5: Sp.f3. 4. De2— f1, Ld6 — h2+! 5. Kg1 — h1 auf Th2: entscheidet natürlich Tg8+. 5. . . . Td8— g8 mit undeckbarem Matt auf g2.

Wie schon bemerkt, hätte Kg2: im 2. Zug das Remis gesichert: 2. Kg2:! Tg8+. 3. Kf1, Tg1:+. 4. Kg1: Dh3: 5. Td3! und Schwarz muß durch ewiges Schach remis halten: 5. Lf3: 6. Df3: Lh2+. 7. Kh1, Lg3+ usw.

Aljechin spielt russisch.

Die scharfe Spielweise des Weltmeisters in Simultanvorstellungen zeigt die folgende Kurzpartie.

Weiß: Dr. Aljechin. Schwarz: Groß-Pforzheim

1. e2—e4, e7—e5. 2. Sprg1—f3; Sprg8—f6. 3. d2—d4! Das Beste nach dem heutigen Stand der Theorie, wurde schon von Steinitz mit Vorliebe angewandt. 3. . . . d7—d6?, üblich ist hier d:e. 4. Sprb1—c3, Lf8—e7. 5. Lf1—c4, Sprb8—d7? 6. Lc4:f7, Ke8:f7. 7. Sprf3—g5+, Kf7—g8. 8. Sprg5—e6 die konsequente Ausnutzug des 5. fehlerhaften Zuges von Schwarz. 8. . . . Dd8—e8. 9. d4:e5, Sprd7:e5. 10. Spre6:c7 und Schwarz gab nach wenigen Zügen auf.

Lösungen

Probl. Nr. 1: Kd7, Tc6, Lf4, Bd2, d3, g5; Kd5, Bd4—3++. 1. Lf4—e3! d4:e3. 2. d2:e3, Ke5. 3. Tc5 Matt. Leider sind einige unschöne Nebenlösungen vorhanden, die aber alle durch einen schwarzen Bauern auf c7 beseitigt werden können.

Probl. Nr. 2. Ka3, Dh2, Sprb3, b7; Ba5, d3; Kb5, De8, Td8, Sprf7, Ba6, c6—2++. 1. Dh2—b8! Eine fürchterliche Drohung, die durch das auf e7 drohende Damenschach bedingt ist, trotzdem wirkt die Aufgabe durch ihre lustige Aufstellung sehr gefällig. Die Verführung 1. Db2? scheitert an Td3:.

Richtige Lösungen sandten ein: K. Berlinghof-Karlsruhe 1, 2; M. Dischler-Offenburg 1; E. Mosetter-Hornberg 1; W. Martin-Oberhausen 1, 2; J. Huber-Löcherberg 2; Th. Hilgers-Konstanz 1.

*

Der Schachklub „Rössel" Karlsruhe hat mit seinem 2. Turnier am 30. 1. in 3 Gruppen begonnen. Gruppe 4—6 spielen ihre 1. Runde am 6. Februar, 20.10 Uhr. Der Schachkurs Samstags mittags 5 Uhr im „Goldenen Adler" ist wieder aufgenommen.

Rätsel-Ecke

Ergänzungsrätsel

M t . . .	sagenhafter König
. . . . .	Stadt am Main
H . . .	Mann
S . . . e n	Stadt in Baden
. . . e d	Stoffart
A	Mittellosigkeit
T e . .	weiche Masse
L e o n i . . .	spartanischer König
. . . . k e r	deutscher Schriftsteller
D a c . . . . i n	Berg im Salzkammergut
. . s a	nordisches Königsgeschlecht
. e n .	Stadt in Flandern

Für die Punkte sind Buchstaben zu setzen, so daß sich das nebenbezeichnete Wort ergibt. Die eingesetzten Buchstaben nennen ein Sprichwort.

Rätselgleichung

a (— l) + b + c (— b) + d (—d) = ein Maler, Bildhauer und Architekt des Mittelalters.
a = Nahrungsmittel
b = Begeisterung
c = Farbe
d = geheimnisvolle Kraft

Der Freier

Der Kampf um sie, er war nicht schwer.
Mein Freund, er nahm ein „e" nur her,
Setzt statt 'nen Hut sich's auf den Kopf
Und hatte schon gewonnen, dieser Tropf.

Auflösungen unserer Rätsel

Vexierbild:
Die rechte Seite des Bildes als Grundlinie genommen, sieht man den Fuchs im Stamme des Baumes versteckt

Auflösung des Rösselsprungs:
O Liebe, du Zauberwort,
Klingest fort und fort
Wie Wellenschlag der Ewigkeit.
Du Melodie
Und Harmonie
Von Wonnen, zerronnen
In Tönen fließet Raum und Zeit.
(Schenkendorf)

Silbenrätsel
1. Kabine, 2. Eldorado, 3. Isolde, 4. Nebukadnezar, 5. Melasse, 6. Endivie, 7. Iskaste, 8. Stephan, 9. Elysium, 10. Revanche, 11. Falter, 12. Alexis, 13. Elbing, 14. Lauge, 15. Leopard, 16. Triton, 17. Verließ, 18. Orest, 19. Manen, 20. Heloise, 21. Indigo, 22. Marelle, 23. Montur, 24. Egel, 25. Landeck, 26. Ulrike.
„Kein Meister fällt vom Himmel,
Und das ist auch ein großes Glück."

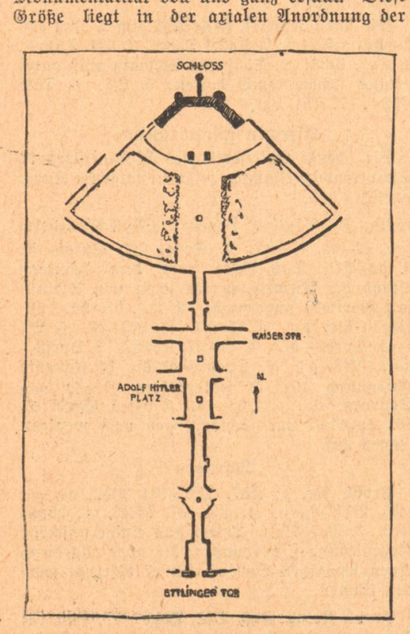
Besucher: „Und was tuen Sie nun an solchen Tagen, wo der Himmel bedeckt ist?"
Professor: „Da schreibe ich an meinem Werk über die Entfernung der Fixsterne."
Besucher: „Ach, . . . sollen die entfernt werden?"

Gedanken zum Karlsruher Stadtbild

Von Dipl.-Ing. Schaefer-KDAI.

Der nachstehende bemerkenswerte Aufsatz, der uns von der KDAI.-Bezirksleitung Karlsruhe zur Verfügung gestellt wurde, übt strenge aber aufbauende und richtungweisende Kritik an verschiedenen grundlegenden Maßnahmen der Karlsruher Stadtplanung der letzten Jahrzehnte und dürfte bei allen Lesern stärkstes Interesse finden.

Der dem vor einiger Zeit im „Führer" erschienenen Artikel „Wertarbeit und Baugestaltung" von Min.-Rat Poeverlein zugrunde liegende große Gedanke veranlaßt mich, einen Rückblick auf unsere Stadtplanung zu werfen. In dem großen Baugedanken des Gründers der Stadt Karlsruhe, des Markgrafen Karl Wilhelm einerseits, durch den weitschauenden Blick unseres genialen Baumeisters Friedrich Weinbrenner andererseits, waren die glücklichsten Voraussetzungen für die Projektierung und Durchführung unserer Stadtanlage gegeben. Weinbrenner hat es verstanden, einen Stadtmittelpunkt zu schaffen, der Jahrhunderte hinaus seinen Zweck inbezug auf Größe und Monumentalität voll und ganz erfüllt. Diese Größe liegt in der axialen Anordnung der



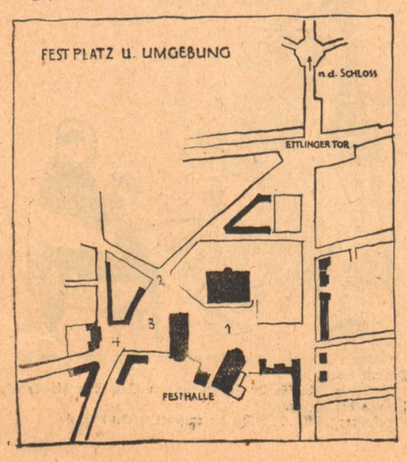
Karl-Friedrich-Straße von Süden nach Norden, einer bewußten Steigerung der Platzfolge, sowie der architektonischen Gliederung der Raumwände. Man gelangt vom früheren Stadt-Tor über einen kleineren runden Platz (Rondellplatz) an der Landesgewerbehalle vorbei nach dem Adolf-Hitler-Platz, an dem das Rathaus und die Evang. Stadtkirche die Hauptfronten bilden und dann durch einen engeren Straßenraum nach dem großangelegten Schloßplatz.

Ich glaube, auf den traditionellen Werdegang unserer Stadtgeschichte nicht eingehen zu müssen, da derselbe genügend bekannt ist. Die Ausführungen von Dr. Valdenaire in der Kant-Gesellschaft „Der klassizistische Baugedanke im Norden" haben diese Großzügigkeit voll und ganz bestätigt. Wir Karlsruher können stolz darauf sein, eine städtebauliche Anlage zu besitzen, die ihresgleichen sucht. Wir wissen alle, daß die Behörde sich dieser Sache bewußt ist und den größten Teil dieser Bauten dem Denkmalschutz unterstellt.

Wenn wir uns nun fragen, was in den späteren Jahren alles geschehen ist, so müssen wir Bürger die betrübliche Feststellung machen, daß wir mit wenigen Ausnahmen nicht vorbildlich geplant und gebaut haben. Die Fehler dürften darin gelegen sein, daß man viel zur kurzsichtig das in Frage kommende Objekt behandelt hat. Die Einzelinteressen traten in den Vordergrund und Rücksichtslosigkeiten zeigten sich an allen Ecken. Viele ließen sich mitreißen durch allerlei unlautere Sensationen, wie sie einem auch auf allen anderen Gebieten begegneten. Wir kamen in die Jahre des Verfalls. Was nützt alle Kunstwissenschaft, wenn die sich aus der Geschichte ergebenden Resultate nicht fruchtbringend für unsere Zukunft verwendet werden.

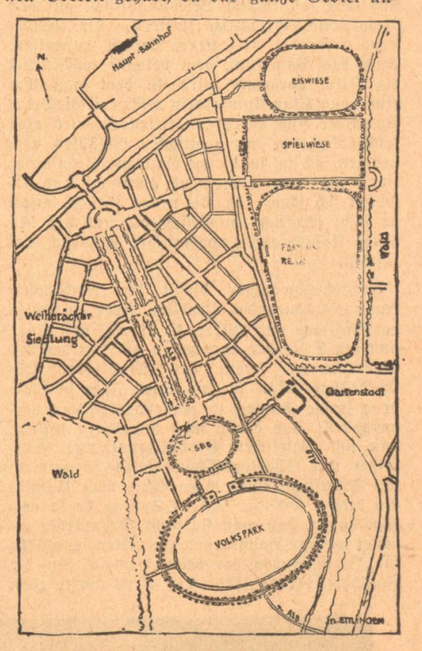
Unser Auge erfreut sich heute immer noch an dem zeitlos Schönen der Vergangenheit, um so mehr, als uns die letzten Jahrzehnte nichts Besseres gebracht haben.

Ich werfe zunächst einen Blick südlich in die



nächste Nähe des früheren Ettlinger Tores. Da finden wir den heutigen Festplatz und kommen in westlicher Richtung nach dem Platz vor dem Konzerthaus und dann weiter nach einem solchen vor dem Feuerwehrhaus. Eine städtebauliche Lösung unter einem großgedachten Gesichtspunkt ist nicht gelungen, da bei der Erstprojektierung um die Festhalle herum viel zu kurzsichtig verfahren wurde. Eine Achse fehlt, die öffentlichen Gebäude sind so zufällig verteilt. Selbst die schönsten Monumentalbauten erfahren keine Steigerung, wenn sie nicht harmonisch in das Ganze eingegliedert sind.

Ein anderes großes Städtebild hätte das Gebiet hinter dem heutigen Hauptbahnhof — Weiheräcker, Dammerstock bis zur Gartenstadt — sein können. Im Jahre 1916 wurde von Professor Max Laeuger der Behörde ein Bebauungsplan für dieses Gebiet vorgelegt, was jedoch unbeachtet blieb. Die Ausführung dieser Planung hätte unbestreitbar einen entschiedenen Vorteil gehabt, da das ganze Gebiet un-



ter einem großen Gesichtspunkt erfaßt ist. Durch die südwestliche Unterführung vom Hauptbahnhof gelangt man der Alb entlang — als Hauptfache —, die beiderseits mit Rasen und Bäumen zu Alleen einen perspektivischen Weitblick bietet, an einen See, dem sich ein Volkspark anschließt.

Die Ettlinger Allee ist durch ein 2. Ausfallstraße entlastet, wobei die Albtalbahn mittels Unterführung unter dem Güterbahnhof verlegt ist und damit die Gefahrenzone auf der Ettlinger Allee beseitigt. Zwischen Ettlinger Allee und Durlacher Wald sind die Wiesen durch Baumreihen in einzelne Räume gegliedert. Es entsteht eine Festwiese, Rennwiese, Spiel- und Eiswiese. Erstere an der Stelle, an welcher sich der erste große Gau-Appell im letzten Spätjahr abspielte. Das Projekt blieb unbeachtet. Waren es die Geldmittel, die man gescheut hat oder ist man gar vor der Großzügigkeit zurückgeschreckt — was aus der Anlage geworden ist, kennt ein Jeder.

Ich glaube, wenn etwas Großes entstehen soll, darf man sich an Kleinigkeiten nicht verfangen. Läßt sich ein derartiges Projekt nicht auf einmal durchführen, dann können die folgenden Jahre zur Verwirklichung benutzt werden, zumal gärtnerische Planungen, wenn sie einmal angelegt sind, von Natur aus zu etwas Ausdrucksvollem heranwachsen. Die damaligen Stadtväter wären des Dankes der Karlsruher Bürger sicher gewesen, wenn wir heute über die Anlagen verfügen könnten, da ein Teil davon als Aufmarschgelände für große Kundgebungen wie geschaffen ist. Es hätte daraus eine städtebauliche Anlage entstehen können, um die uns manche Großstadt heute beneiden würde. Vielleicht ist ein Teil davon noch zu retten, wodurch auch gleichzeitig neue Arbeitsmöglichkeiten geschaffen wären.

Nicht viel besser ist es mit der Farbe im Stadtbild. Ueberall haben sich in den letzten Jahren Verirrungen bemerkbar gemacht, rücksichtslos wurden die Häuser grün, blau und rot angestrichen. Ich erinnere speziell an die Wortfechterei in der Presse über das Münzgebäude. Erfreulicherweise ist in der letzten Zeit ein großer Fortschritt insofern zu verzeichnen, als doch verschiedentlich Gebäude in durchaus guter und angenehmer Art erneuert worden sind, so z. B. das Alte Vincentius-Krankenhaus, die beiden Gebäude am Adolf-Hitler-Platz neben der Evang. Stadtkirche u. a. Stelle man sich gerade die beiden letzteren in der Farbe der Münze in der Stefanienstraße vor!

Das sind nur die von großen Gesichtspunkten aus gesehenen Dinge! Wie viel mehr gilt es nun, auch die einfachsten Aufgaben groß zu gestalten. Die Ausführungen in dem Artikel des Herrn Poeverlein können deshalb nicht genug unterstrichen werden.

Heute, nachdem es unserem Volkskanzler gelungen ist, den Gedanken der Einheit und Größe zu verwirklichen und dem Chaos Einhalt zu gebieten, ist es mehr denn je nötig, uns in unserem neuen Schaffen eines Besseren zu besinnen. Wir müssen bestrebt sein, eine echte deutsche Kultur zu gestalten, die sich vor den nächsten Generationen sehen lassen kann, genau so, wie uns auch heute noch die Antike ein Vorbild ist. Es ist Aufgabe unserer Stadtführung unter Hinzuziehung des K.D.A.J. durch gesetzgeberische Maßnahmen darüber zu wachen, daß künftighin alles Unschöne vermieden bleibt.

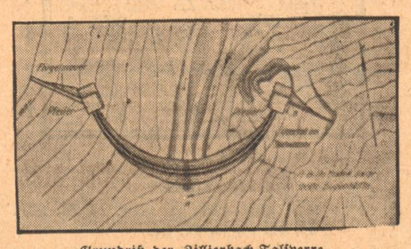
Die erste deutsche Bogenstaumauer

Ehrenvoller Auftrag für Professor Kammüller

Immer schon haben sich die Menschen gemüht, das unerschöpfliche Naturgut des Wassers ihren Bedürfnissen dienstbar zu machen. Es ist ihnen ein Element des Lebens und sein natürliches Gefälle bedeutet nutzbare Kraft.

Große und kleine Talsperrenbauten, die von dem Können des Ingenieurs und von der Hand fleißiger Helfer geformt wurden, dienen denselben uralten Zwecken, freilich in neuzeitlichem gesteigertem Maßstab.

Die gewaltigen Energien, die in den Staubecken des Schwarzwaldes gespeichert wurden, wandelten sich in elektrischen Strom. In den norddeutschen Flußgebieten steht so großes Gefälle wie bei uns im Schwarzwald und in Bayern nicht zur Verfügung. Trotzdem sind auch dort einige recht große Stauanlagen geschaffen worden, sie dienen allerdings weniger der Energieversorgung, als der Regelung des Wasserabflusses. Die großen Hochwasser werden in diesen gewaltigen Staubecken aufgefangen und aufgespeichert, um dann in Zeiten der Trockenheit und Niederwasser wieder abgelassen zu werden und zur Erhöhung der Wasserführung zu dienen. So wird die unbändige und in Hochwasserzeiten alles zerstörende Naturkraft des Wassers durch die Kunst



Grundriß der Zillerbach-Talsperre

des Ingenieurs gefesselt und in geregelter Weise in den Dienst des Menschen gestellt. Einige der norddeutschen Talsperren, insbesondere des Niederharzes, dienen auch zur Speisung ausgedehnter Trinkwasserversorgungsnetze.

Das große Arbeitsbeschaffungsprogramm des Führers ermöglicht nunmehr den Bau einer neuen Talsperre im Harz, die in erster Linie dem Hochwasserschutz dienen, dann aber auch die bedeutende Fremdenstadt Wernigerode und das Vorland mit Trinkwasser versorgen soll. Die in großen finanziellen Schwierigkeiten stehende Stadt erhält durch diesen Bau einen frischen Auftrieb, Hunderte von Erwerbslosen finden Beschäftigung. Außerdem wird der Abfluß des Zillierbaches, zu dessen Stau dient die Sperre, geregelt und dadurch werden die hygienischen Verhältnisse, die infolge der Stagnation des Flußlaufes in den Sommermonaten stark zu leiden hatten, gebessert.

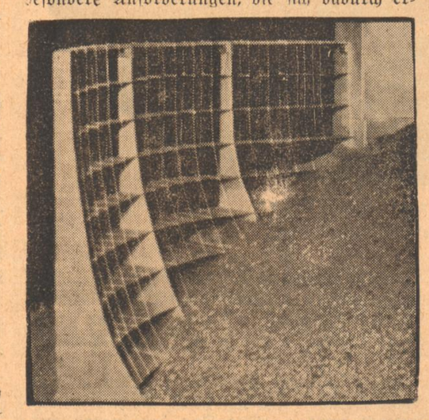
Das Abschlußbauwerk des Staubeckens soll in einer modernen in Deutschland bis jetzt noch nicht ausgeführten Form, als Bogenstaumauer errichtet werden. Unsere deutschen Sperren sind bis auf wenige Ausnahmen sog. Schwergewichtsmauern (z. B. die Schwarzenbach- und Schluchsee-Sperre). Der Name kennzeichnet ihre statische Wirkung: sie stemmen sich mit ihrem gewaltigen Gewicht dem Wasserdruck entgegen. Es müssen also schwere massive Mauerkörper sein, zu denen u. U. hunderttausende Kubikmeter Beton benötigt werden. Ein diesen Gewichtsstaumauern gegenüber fast zierliches Gegenstück bilden die aufgelösten Eisenbetonsperren. Einzelne kleinere Bogen aus Eisenbeton nehmen den Wasserdruck auf und leiten ihn durch zwischengestellte Pfeiler in den Felsuntergrund. Wir haben in Deutschland nur eine einzige Sperre dieses Typs, in Böhrenbach im Schwarzwald.

Die Bogenstaumauern sind gewissermaßen das Bindeglied zwischen diesen beiden Formen. Sie sind viel kräftiger gebaut als die aufgelösten Sperren, ersparen aber gegenüber den Schwergewichtsmauern immerhin eine beträchtliche Menge Beton. Die 40 Meter hohe Schluchseesperre enthält etwa 100 000 Kubikmeter Beton, die neue projektierte gleichhohe Zillierbachsperre wird nicht viel mehr als 20 000 Kubikmeter Beton benötigen.

Die statische Wirkung der Bogenstaumauer stellt man sich am besten als die einer umgekanteten Wölbbrücke vor. In steil eingeschnittenen Felsentälern, wie sie z. B. in der Schweiz vorkommen, wird der Wasserdruck von der bogenförmig gewölbten Mauer direkt in die Talseiten, gegen die sie sich abstützt, geleitet. Unsere Mittelgebirgstäler sind leider verhältnismäßig nicht so tief eingeschnitten. Man stützt deshalb die oberen Teile des Gewölbes gegen kräftige Pfeiler ab, von denen dann noch kleinere Flügelmauern zum Abschluß nach den Talflanken hinführen. So ist die hier gezeichnete Grundrißskizze verständlich. Man sieht den großen Bogen, der sich dem Wasser entgegenwölbt, und der in dem oberen Teil gegen die mächtigen Pfeiler abgestützt ist.

Die zweite Abbildung stellt ein Modell des Sperrenkörpers dar. Zur besseren Veranschaulichung ist das Modell nicht voll, sondern aus einzelnen Holz- und Pappestreifen zusammengesetzt. Man kann an ihm sehr schön verfolgen, wie die lotrechten Schnitte, die Pfeiler, nach dem Fundament zu, stärker werden, und auch wie die horizontalen Bögen sich gegenüber den Kämpfern verstärken.

Die statische Berechnung dieser ersten Bogenstaumauer Deutschlands wurde von den Behörden Prof. Dr.-Ing. Kammüller an der Technischen Hochschule Karlsruhe anvertraut, der durch seine Mitwirkung an unseren größeren Schwarzwald-Sperren schon seit Jahren sehr viel Erfahrungen auf dem Gebiete des Talsperrenbaues gesammelt hat. Die Schwarzenbach- und auch die Schluchseesperre sind durch seine Hände gegangen, auch die Berechnung der ersten und bisher einzigen deutschen Eisenbetontalsperre in Böhrenbach wurde von ihm durchgeführt. Trotzdem die Bogenstaumauern sich bis jetzt ausnahmslos alle durchaus bewährt haben, stellt doch deren eingehende Berechnung an die Fähigkeiten des Ingenieurs besondere Anforderungen, die sich dadurch er-



klären, daß in den doch verhältnismäßig kleinen Mauermassen das Kräftespiel mit möglichster Genauigkeit verfolgt werden muß angesichts der großen Verantwortung, die der technische Auftau solcher gewaltiger, Millionen von Kubikmeter umfassender Wassermassen in sich schließt.

Prof. Kammüller schlägt bei der Berechnung dieser Sperre neuartige Wege ein. Die komplizierten Fragen der Spannungsverteilung, auch die horizontalen Bogen und die vertikalen Pfeiler, abhängig von der Innigkeit der Verbindung zwischen Mauer und Talsohle, werden nicht nur rechnerisch erfaßt, sondern auch in mikroskopisch genauen Messungen an Modellen untersucht. Aus den Bewegungen unscheinbarer Celluloidstreifen, die durch Gewichte, die den Wasserdruck darstellen, belastet werden, schließt das geübte Auge auf das verwickelte Kräftespiel in der gewaltigen Betonmauer.

So entstehen auf dem Gebiet des Talsperrenbaues wiederum neue Erkenntnisse deutscher Wissenschaft und Technik. Was Arbeiterstirnen ersonnen, werden im Einklang tausend fleißige Fäuste zur Wirklichkeit gestalten. **Rb.**

Verbotener Krieg / Von Justus Ehrhardt

Die Universitätsstadt war klein und früh verlöschten abends in den meisten Häusern die Lichter. Die Gaslaternen an der stillen verschlafenen Straße warfen einen weißgelben Schein. Alle zehn Meter stand schwarz der Schatten eines Baumes, ein ungestümer Aprilwind riß und zerrte in den flatternden Aesten.

Gegen Mitternacht krachte der Gleichschritt einer marschierenden Abteilung über das holprige Pflaster. Ein einsamer Polizist schrak aus seinem Nachdenken auf, starrte in das Dunkel und schob sich dann rückwärts in eine Seitenstraße. Er sah nichts, er hörte nichts und er wußte nichts. In zwanzig Minuten ging der Schnellzug nach dem Osten. Ob sie wohl durchkommen? Gestern hatten sie in Berlin dreißig Studenten angehalten, die nach Oberschlesien fuhren. Sie reisten studienhalber, und jeder hatte einen Tornister oder Rucksack, manche hatten Pistolen. Die Polizei hatte scharfe Anweisungen...

Die Abendzeitung schrieb heute: „Fast sämtliche deutschen Führer in der Provinz Oberschlesien in Haft genommen. Große Massentransporte aus Polen in die Provinz. Zwölftausend Soldaten der Armee des Generals Haller in Hindenburg und Tarnowitz mobil gemacht. Vor dem feindlichen Losschlagen..."

Der Polizist wartete, bis der Marschtritt in der Dunkelheit untergetaucht war, dann bog er links ab und ging langsam um den Häuserblock. Er sah auf die Uhr, hörte plötzlich stürmischen Gesang: „Burschen heraus..." und kam eben noch zurecht, den vom Bahnhof zurückmarschierenden Studenten deswegen seine Mißbilligung auszusprechen. Der Gesang verstummte, aber der Haufen junger Leute da vor ihm war in quirlender, mühsam verhaltener Bewegung. Der Polizist stand ganz dicht vor dem Chargierten Baumann. „Nicht mehr singen..." befahl er rauh und ganz Obrigkeit und dann, nach einem Atemzug: „...Hoffentlich klappt es..." Der Chargierte Baumann blinzelte mit einem Auge: „Nein, es wird nicht mehr gesungen..." Pause, und dann leise: „Diesmal klappt's... Hols der Teufel..." Niemand sang mehr. Die Schritte entfernten sich.

Währenddessen raste der Schnellzug durch Wälder, über Berge und durch eine endlose Ebene. Zwei Männer standen am Fenster und rauchten. Der eine trug eine graue, fleckige Uniform ohne Abzeichen, der andere einen braunen Sportanzug. In einem Abteil lagen im Gepäcknetz gut ausgerichtet fünf Tornister und zwei Rucksäcke. Drei Männer spielten auf einer Decke einen ewigen Skat. Die Luft war dick wie Oktobernebel. Zwei weitere lagen verkrümmt in einer Ecke und schnarchten. Der Schaffner bewachte das Abteil. Vor der Einfahrt in einen Bahnhof stand er plötzlich im blauen Nebel und dröhnte: „Der Herr, der nach Leipzig fahren wollte..." und dann leise, irgendwohin: „Auf dem Hauptbahnhof ist heute nacht Kontrolle..."

Der Zug rollte eine halbe Stunde später in den Leipziger Hauptbahnhof ein. Einige Herren mit grünen Hüten und ähnlichen Mänteln stiegen an beiden Enden ein, rissen die Abteile auf und betrachteten voll Interesse alle Reisenden. Im Dienstabteil des Zugpersonals quetschten sich zwischen siebzehn Rucksäcken und Tornistern beinahe ebenso viele Männer und hielten den Atem an. Drei Toiletten waren verschlossen, weil sich dort gerade jemand dringlichst waschen mußte.

Der Zugführer kam erhitzt und drohend hinter den Kontrollbeamten her: „Sollen wir noch mehr Verspätung haben...?" An dem Dienstabteil vorbei. Niemand hörte den fiebernden Atem, den pochenden Herzschlag von siebzehn Männern. Der cand. jur. Möller redete mit seinem Leibfuchs Wienken vom Bahnsteig her durch das Abteilfenster ein ernstes Gespräch über kanonisches und deutsches Recht. Zwischen den Sätzen gab er Stoßgebete und Flüche von sich. „Wenn sie einen erwischen, hau ich die Bande zu Mus", und der Leibfuchs Wienken stand auf zitternden Beinen im Abteil und wartete darauf, daß gerade er erwischt würde. Ich will mit, will mit... dachte er. Zum Krieg zu jung, aber jetzt muß ich dabei sein. Vaterland und Freiheit und dafür das Leben einsetzen. Wie erbärmlich, hier vor deutschen Beamten zittern zu müssen. Wie jämmerlich, hier ergriffen und zurückgewiesen zu werden. Wir kommen nicht rechtzeitig an. Alles ist umsonst. Er schluckte und wartete darauf, daß sich eine Hand auf seine Schulter legen würde: „Kommen Sie mal raus..."

Der Bahnsteig lag ziemlich verlassen. Eine Gruppe von Herren kam ab und zu vorüber, tat gleichgültig und schielte durch alle Scheiben. Jedesmal drehte sich cand. jur. Möller nach ihnen um und musterte sie gründlich und sehr unfreundlich. Die Maschine stieß eben eine Dampfwolke gegen die Halle, wie ein Donner jagte der Lärm den Bahnsteig entlang. Die Herren blieben stehen. An beiden Enden des Zuges stiegen Männer mit grünen Hüten und ähnlichen Mänteln aus, einer schüttelte mißmutig verneinend den Kopf. Ein Herr auf dem Bahnsteig zuckte die Schulter. Möller schlug höhnisch die Wagentür hinter sich zu und winkte vorbeifahrend den Herren freundlich zu...

„Meinst Du, daß wir noch rechtzeitig hinkommen?" fragte Wienken, blaß und neunzehnjährig genug, um inmitten der großen Ereignisse nicht schlafen zu können zwei Stunden später. „Früh genug", knurrte der lange Möller. Er hatte keine Zigaretten mehr und dann war er mißgelaunt.

Der Tag rückte grau, ein wenig diesig über die Felder draußen in das Abteil herein. Manchmal blinkten noch Lichter für eine Sekunde auf: Signale, Dörfer, einsame Gehöfte. Manchmal hielt der Zug, aber es stieg niemand mehr ein. Das Hämmern ging ohne Pause durch alle Stunden. Das Gepäck lag wieder an seinem Platz. Die Männer schliefen oder rauchten dösend. Bis einer das Fenster herunterließ und die kalte Luft Schlaf und Zigarettendunst wegspülte. Stullenpakete enthüllten sich, einer brachte eine dreisternige Kognakflasche zum Vorschein. Es gab ein fröhliches Hallo und dann waren alle richtig wach. Einer summte das Lied vor sich hin von den blauen Dragonern, die mit klingendem Spiel vor das Tor reiten und plötzlich war das Abteil eine singende Abteilung. Nach der drükkenden und undurchsichtigen Nacht war der Gesang eine Befreiung. Reisende, die draußen den Korridor entlanggingen, hörten verärgert oder erfreut den kriegerischen Klängen zu. Ein dicker Mann schnob wütend: „Die haben wohl auch noch nich jenug jekriegt?" Niemand antwortete auf die Frage. Ein junger Mann kam eben dicht an ihm vorbei, nicht ohne zufällig einen Moment auf dem Fuß des dicken Herrn verweilt zu haben. Ein heftiger Wortschwall erstarb dem schon auf der Zunge, als er das kalte entschlossene Gesicht seines Gegenübers gesehen hatte. Gleich hinter diesem Gesicht waren plötzlich noch fünf, sechs solcher kantiger Gesichter. Alle gleich rauhbeinig, vorbehaltslos, sportlich. Zwei hatten Schmisse auf der Backe. Dankbar begrüßte der dicke Mann das Nahen des Schaffners, das ihm einen leidlichen Rückzug gestattete.

Ein altes Soldatenlied, das eben aus dem Abteil knatterte, fand draußen sein Echo. Drinnen die sangen eine Weile ahnungslos weiter, bis einer die Tür aufriß und einen freundlichen Gruß hineinrief. Dieser Gruß war damals Kennzeichen einer der vielen Kampfgruppen, die im Dunkeln marschieren mußten um an das Ziel zu kommen, das Vaterland, Nation, Volk, Deutschland hieß. In zwei Minuten hatte man Namen, Handschlag, Zigaretten, und Herkunft ausgetauscht. Ueber das Ziel schwieg man. Wozu auch darüber reden? Die sieben Leute musterten nur ab und zu die Gepäcknetze und grinsten abwechselnd. Es war ein fröhlicher Betrieb in der Enge des Abteils. Hinter der Station M. schlug diese Stimmung plötzlich um. Ein Verbindungsmann, der von der Organisation Neuigkeiten, Parole und endgültiges Ziel den ostwärts fahrenden Leuten übermittelte, hatte die Nachricht ausgegeben, daß die nächste Station von Polizei abgeriegelt sei, die keinen Verdächtigen durch die Sperre oder neben der Sperre herausließ. Also Schutzhaft und Heimfahrt! —

Wienken zitterte schon wieder. Nun war es aus. Nun kam man nicht rechtzeitig an. Man konnte nicht dabei sein und helfen... Vorher hatte er gerade überlegt, was seine Eltern sagen würden, wenn er nicht mehr nach Hause käme oder wenn er schwer verwundet würde. Vielleicht waren sie stolz auf ihn. Sie sollten stolz auf ihn sein. Werner Wienken gefallen für das Vaterland. Deutsches Land sollte doch geschützt werden. Und jetzt sollte die deutsche Polizei daran hindern? Der Gedanke trieb ihm das Blut heiß in den Kopf. Die anderen standen stumm und überlegend herum. Mit der Polizei anbinden ging nicht. Schließlich hatte die auch nur ihre Befehle. An die, von denen diese Befehle kamen, konnte man sowieso nicht heran.... Also zurück?..

Der lange Möller tippte sich in dieser Verwirrung plötzlich gegen die Stirn. Es war ihm eine erleuchtete Idee gekommen. Der alte Feldsoldat war wieder in ihm erwacht. Der Sturmtruppführer, der in jeder Situation einen Ausweg finden muß, war wach geworden. Flüsternd besprachen sie gemeinsam den Plan. Eine Generalstabskarte wanderte ringsum. Jeder prägte sich Ortsnamen, Straßen und Zahlen ein und dann war das Abteil mit einem Male geräumt. —

Dröhnend flog der Zug über die grauen Schienen. Die Sonne kam seitwärts über einen Hügel. Telegrafendrähte rannten singend neben dem Zug her. Felder lagen braun, schwarz und grün hügelaufwärts und abwärts. Ein Dorf. Ein Wäldchen. Ein Fluß. Wiesen und dann begann der große Wald. Die Tannen standen dicht und schwarz hinter einem dünnen Vorhang von Birken. Der Zug ging auf geringere Fahrt. Die Schienen bogen hier um einen Berg herum. Klirrend rissen die Räder gegen das Eisen. Ratta..ta..ta.

Ein ungeheures Knirschen und Bremsen überfiel den Zug. Funken sprühten in langen Garben unter den Rädern hervor. Das Rattern brach mitten durch, dann stand der Zug mitten im Wald. Fenster rasselten herunter und plötzlich fielen von der rechten Seite aus fünf oder zehn Türen zugleich Männer heraus, in Uniform, in Sportanzügen, mit Tornistern, Rucksäcken. Die Lokomotive stieß dikken schwarzen Rauch gegen den Himmel, Schritte polterten, stolperten über Schienen und Steine. Männer rasten den Abhang herunter, verschwanden lautlos zwischen den Stämmen. Der Zugführer lief heran. Die rote Tasche flatterte wie ein Signal hinter ihm her.

Der Schaffner wischte sich aufatmend den Schweiß von der Stirne und versuchte ein um das andere Mal: „Unerhört" zu rufen. Niemand verstand das Wort. Er selber auch nicht. Fest stand, daß jemand die Notbremse gezogen haben mußte. Passiert war nichts. Also weiter. Protokoll konnte man später machen. Lokomotivführer und Heizer sahen sich grinsend an, man war schon auf schlesischem Boden... Verspätung aufholen.

Zu zweit und als Gruppe zu dreien ging der Marsch durch dichte Wälder. Der Himmel hing blau und unendlich über der ganzen Welt. Da wo der Horizont den Himmel zerteilte, war das Ziel. Abends klopften Wienken und Möller verstaubt und hungrig an die Tür eines Gutshofes. Jemand, der aussah wie ein Soldat, kam neugierig hinzu, fragte nach Losung und Ziel. Dann war man da. Männer in Zivil mit halben und ganzen Uniformen, mit und ohne Abzeichen standen herum, empfingen zu fünf Mann zwei Gewehre. Die anderen waren irgendwo beschlagnahmt worden. So marschierten sie. Sie stürmten den Annaberg. Die Gewehre reichten nicht. Maschinengewehre gab es kaum. Geschütze: Fehlanzeige. Verbotener Krieg. Verlorenes Land.

Land war nicht ganz verloren. Wienken und Möller marschierten nebeneinander. Mit ihnen viele andere. —

An einem Abend schoß es aus einem Dorf hinter ihnen her. Insurgenten probierten neue polnische Militärgewehre aus. Niemand wurde verwundet, aber es gab einen Toten: Lungenschuß. Cand. jur. Möller hielt seinen Leibfuchs im Arm, bis kein Leben mehr in ihm war. Einmal hatte sich der Mund verzerrt. Er wollte wohl etwas sagen, aber es kam nur ein gestammeltes: „recht..rechtzeitig..." über seine Lippen. Wenigstens kam es Möller so vor.

Es war ein warmer, stiller, Vorsommerabend. Die Sterne blinkten schon früh durch das durchsichtige Blau am Himmel. Manchmal hörte man vom Dorf her einen langgezogenen Ruf. Ein Kommando. Die Abteilung suchte nach dem Schützen. Hunde kläfften irgendwo wie toll. Möller hielt die Hand des Kameraden: „Siehst du, du bist noch rechtzeitig gekommen... Deine Furcht war unbegründet. Man kommt überhaupt nie zu spät, wenn man so will wie du."

Der Tot lag blaß und ganz still. „Der lächelt ja...", sagte später einer aus der Abteilung.

FEBRUAR

Von Hans Heinrich Ehrler

Die grauen Wolken fiedern sich schon leise,
Es gehen blaue Räume ihnen auf zur Reise.
Und wär ein Herz erwacht, das dürfte fliegen
Hoch über alle Träume, die im Schlaf noch liegen.

Der Schauspieler / Von Jo Hanns Rösler

Es war eine der späten Nachmittagsstunden, wo die Straßen Müßiggang zu atmen beginnen und die Schritte der Fußgänger langsamer werden. Plötzlich entstand ein kleiner Auflauf, Menschen blieben stehen, liefen interessiert hinzu. Eine junge Dame, sehr elegant, von einem bezaubernden Weißblond, war einem Herrn auf belebter Straße ohnmächtig in die Arme gesunken. Dies hätte immerhin noch nicht das Interesse der Passanten in dem Maße erregt, wenn der Herr nicht noch einer der bekanntesten Schauspieler Berlins gewesen wäre. So aber drängten sie immer näher, einen Skandal witternd, ein Schauspiel ahnend, daß ihnen einen beliebten Gesprächsstoff geben würde. Aber sie kamen leider nicht auf ihre Rechnung. Wenige Sekunden später schon schlug die junge Dame die Augen auf.

„Verzeihen Sie", sagte sie.

Der Schauspieler stützte leise ihren Arm.

„Fühlen Sie sich jetzt besser?" fragte er höflich.

„Ja. Danke. Ich weiß nicht, was geschehen ist. Habe ich Ihnen Ungelegenheiten gemacht?"

Er beruhigte sie.

„Keineswegs. Sie gingen vor mir. Plötzlich sanken Sie in meinen Arm."

Sie hob den Kopf. Sah ihn mit großen Augen an. Er lächelte.

„Kennen Sie mich?"

„Nein."

„Mein Name ist Loener —".

Sie nickte. Nach einer Weile fragte sie:

„Sie sind der bekannte Schauspieler?"

„Ich bin Schauspieler."

„Würden Sie so liebenswürdig sein, mich nach Hause zu begleiten?"

„Mit Vergnügen."

Sie waren während ihres Gespräches einige Schritte gegangen, die Menge zurücklassend, die ein Schutzmann zu zerstreuen suchte. Jetzt blieben sie allein. Die junge Dame lächelte.

„Ich wohne nicht weit. Nur wenige Schritte."

„Bei Ihrem Gatten?"

„Nein. Ich wohne bei meinen Eltern."

Es war ein neuerbautes, großes Haus am Ende der Straße mit breiten Fenstern.

Die junge Dame blieb stehen.

„Hier wohne ich. Wollen Sie mich hinaufbegleiten? Mein Vater würde sich sehr freuen, Ihnen für Ihren Beistand zu danken."

„Gern."

„Wirklich gern?"

„Warum fragen Sie?"

Sie zögerte.

„Ich möchte nicht gern, daß sie glauben — —"

Sie öffnete eine Tür.

„Mein Vater wird sofort kommen", sagte sie.

Der Schauspieler betrachtete erstaunt den Raum. Es war ein großes Zimmer im modernen Stil.

Es glich eher einem Atelier, einem Wartezimmer, als dem Salon einer Wohnung. Drei weiße Stahlsessel standen in der Mitte. An der Wand ein schmaler Schrank im roten Schleiflack. Die breiten Fenster gaben zwischen sich Raum für einen viereckigen, niederen Tisch.

Auf dem Tisch stand wie eine Keramik in Uebergröße eine Tube Zahnpasta. Dibbs stand in großen weißen Buchstaben auf dem Blau der Umhüllung. Um sich die Zeit zu vertreiben, hob der Schauspieler interessiert die Tube auf. Sie wog ihre guten zwei Pfund. Er betrachtete sie vergnügt. Seine weißen Zähne lachten.

„Ich bin sehr erfreut, Sie kennen zu lernen".

Der Schauspieler drehte sich um.

Ein Herr war in das Zimmer getreten, nannte seinen Namen und bedankte sich bei dem Schauspieler für die Hilfe, die er seiner Tochter geleistet hatte.

Zwei Wochen später erhielt der Schauspieler einen Brief.

„Sehr geehrter Herr", las er, „beigeschlossen gestatten wir uns, Ihnen einen Scheck über Zehntausend zu überreichen und erlauben uns, darauf hinzuweisen, daß ab morgen in allen Illustrierten und Magazinen Ihr Bild mit der Unterschrift: „Der bekannte Schauspieler Leo Loener benutzte nur Dibbs" erscheinen wird. Wir haben dazu die Aufnahme verwendet, die wir vor zwei Wochen unbemerkt im Atelier unseres Reklamechefs machen ließen, als Sie im Wartezimmer vergnügt unsere Schautube betrachteten. Da es uns bisher leider nicht möglich war, Sie zu einer Reklameaufnahme für unsere Firma zu bewegen, haben wir uns den kleinen Trick mit der Ohnmacht einer unserer tüchtigsten Mitarbeiterin gestattet, der auch zum Erfolge führte. Wir bitten höflichst, beiliegenden Scheck annehmen zu wollen und nicht gegen die Veröffentlichung des Bildes zu protestieren, was ja nur zu einer von Ihnen sicher nicht beabsichtigten, von uns nicht unerwünschten Reklame für unser Fabrikat führen müßte. In vorzüglichster Hochachtung

Dibbs and Co. London."

Mutter und Jungvolk

Von Loni Lauxmann-Kinzelmann

Daß alle Mütter, die einen Jungen über 6 Jahren haben, ihn in das Jungvolk der Hitlerjugend geben, sollte eine Selbstverständlichkeit sein. Aber längst nicht alle Mütter schicken ihre Jungen dorthin. Sie meinen, ihr Kleiner sei noch nicht kräftig genug, nicht von so robuster Gesundheit, um den Anforderungen, die dort gestellt werden, gewachsen zu sein. Aber es wird dort von einem Jungen bestimmt nicht mehr verlangt, als ihm zuträglich ist. Kranke Kinder sollte man natürlich nicht ins Jungvolk schicken, denn sie stören nur und es ist ja auch unmöglich, weitgehende Rücksicht auf Einzelne zu nehmen. Dagegen sind für manchen Jungen diese Appells, dieses fröhliche Treiben in Luft und Sonne wirklich besser, als Medizin zu schlucken. Mancher Stubenhocker, mancher einseitige Junge, der das Sorgenkind der Familie war, ist zu einem frischen, beweglichen Menschen geworden durch das fröhliche Zusammensein mit Altersgenossen und die Bewegung in der frischen Luft. Auch das Einzelkind lernt, im Kreis seiner Kameraden sich einzufügen, sich unterzuordnen und anzupassen. — Dinge die ihm, da zu Hause ein Geschwisterkreis fehlt, oft fremd sind.

Wir wollen doch spätere Männer in unseren Söhnen erziehen. Dazu ist ein Haupterfordernis, daß wir unsere Jungen zu unbedingtem Gehorsam gegenüber ihren Vorgesetzten anhalten. Disziplin, Pflichtbewußtsein und Kameradschaftlichkeit, das muß der „Jungvölker" nicht nur äußerlich kennen, er muß sie tief im Herzen fühlen und sie einen Teil seines ganzen Wesens werden lassen.

Unsere mütterliche Aufgabe besteht auch mit darin, dem Vaterlande Männer zu geben, — keine Waschlappen. Männer aber werden keine Jungen, die vor jedem Luftzug behütet werden, denen nichts erlaubt ist, weil es „gefährlich" werden könnte. Sieht man als Mutter eines „Jungvölkers" öfter einmal dem Ausmarsch der Jungen zu, so kann man allerlei Beobachtungen machen. Einige Male sah ich eine Mutter, die einen kräftigen 12-jährigen Sohn dabei hatte und jedesmal mit Tränen und schweren Abschied ihren Jungen auf eine ein- bis zweitägige Wanderung gehen ließ. Dem Jungen war das Benehmen der Mutter sichtlich unangenehm, und er wurde von seinen Kameraden deswegen gehänselt.

Auch sieht man manchmal, daß Mütter ihre Söhne ein ganzes Stück begleiten, daß sie neben dem marschierenden Zug hermarschieren oder dem Jungen den Rucksack tragen. Liebe und Fürsorge ist gut, aber so weit darf sie nicht gehen, den Jungen dadurch zu einem Schwächling gegenüber den Kameraden zu stempeln.

Auch kann man beobachten, wie bei den Ausmärschen die Mütter ihren Söhnen oft noch reichlich Schokolade, Obst und Süßigkeiten zustecken und darin oft kein Maß halten. Den Jungen Süßigkeiten aus den Marsch mitzugeben, halte ich schon deshalb für verkehrt, weil eben eine ganze Reihe Kameraden dabei sind, die keine Eltern haben, die ihnen diese Dinge kaufen können. Wie weh tut es aber, wenn da aus dem Tornister, Rucksack oder Brotbeutel des einen die verlockendsten Leckerbissen hervor kommen, ein anderer aber nichts anderes hat als trockenes Brot. Einfachheit ist auch in dieser Beziehung nötig. Wenn ein Kind sonst an allerlei gute Dinge gewöhnt ist, wird es auch einmal auf wenige Tage auf diese Sachen verzichten können. Sein Schaden wird es bestimmt nicht sein. Wer weiß, ob ihm das gemeinsame Feldküchenessen nicht viel besser schmeckt, als die feinen Gerichte daheim.

Durch all diese Dinge lernt schon der Knabe, wie der andere Volksgenosse lebt, lernt ihn verstehen durch das gemeinsame Erleben und das enge Aufeinanderangewiesensein.

Und den Müttern, deren Söhne noch nicht beim Jungvolk sind, denen möchte ich sagen, daß sie ihren Kindern viel Schönes nehmen. Wieviel Mütter haben es mir bestätigt, und ich weiß es von meinem eigenen Jungen, daß Kinder niemals so froh von einer Wanderung nach Hause gekommen sind, wie die mit ihren braunen Kameraden. Kinder, die auf einem längeren Spaziergang mit den Eltern müde und mißmutig wurden, sind auf einem Jungvolkmarsch ganz anders und nicht wieder zu erkennen. Das gemeinsame Marschieren und das gemeinsame Lied läßt die Müdigkeit vergessen und spornt an.

Dann ist noch eine Sache zu klären, die die Mütter immer wieder ins Feld führen, um ihren Sohn dem Jungvolk fernzuhalten, — die Schularbeiten. Ja, die Schule soll durch die Appelle des Jungvolks keinesfalls leiden. Leider haben heute noch nicht alle Lehrer das volle Verständnis für diese Frage, denn es werden ab und zu, trotzdem sie wissen, daß der Junge an dem Tage Appell hat, besonders viele Hausaufgaben aufgegeben. Am andern Tage sind sie dann ungehalten, wenn etwas nicht so sorgfältig gemacht oder am Ende gar vergessen wurde. Gewiß, die Pflicht der Schule geht vor, aber es ließe sich auch in solchen Fällen bei etwas gutem Willen leicht eine Aenderung schaffen, so daß an dem betreffenden Nachmittag die Hausaufgaben völlig oder doch zum größten Teil fortfallen. Das würde manchem Jungen, mancher Mutter eine Last vom Herzen nehmen und manchem Jungen den Weg ins Jungvolk erleichtern. Ein großer Prozentsatz unserer Lehrer hat diesen Verhältnissen ja freilich schon längst Rechnung getragen, — ihnen sei besonders gedankt.

Also, ihr Mütter, schickt euren Sohn in die Appelle des Jungvolks. Seht euch doch einmal, wenn ihr noch immer nicht von dem Schönen überzeugt seid, die Jungen im Braunhemd beim Appell näher an. Oder fragt die Mütter,, deren Söhne dabei sind, sie werden nur Gutes sagen können. Ich aber als Mutter eines Jungen, der auch dabei ist, sage: „Ich bedaure, daß ich nur einen Sohn habe."

Und ich bin auch immer wieder mit begeistert, wenn ich die Jungen im Braunhemd vorbeimarschieren sehe, und der Wimpel flattert im Wind, — und frische Stimmen singen, und die Jungen marschieren, fast so fest und sicher wie ihre Väter in der SA. . . . .

Was kocht die sparsame Hausfrau?

Montag: Griessuppe, Frikadellen, vom Fleisch von gestern. Spinat, Röstkartoffeln.

Dienstag: Königinsuppe (Maggi-Würfel) Gelberüben und Kartoffeln zusammengekocht, Fleischwurst.

Mittwoch: Nudelsuppe, Rindfleisch, Rahmkartoffeln.

Donnerstag: Gebrannte Mehlsuppe, gebratene Leber- und Blutwürste, gemischter Salat.

Freitag: Blumenkohlsuppe, Kabliau mit Senftunke, Salzkartoffeln.

Samstag: Linsensuppe mit viel Suppengrün, Kartoffelstückchen und Bauchspeck.

Sonntag: Fleischbrühe mit Reiseinlage, von Fleisch, das am Montag verwendet wird. Gefüllte Kalbsbrust, Rosenkohl, Salzkartoffeln.

Versunkenheit

Karnevalskostüme 1934

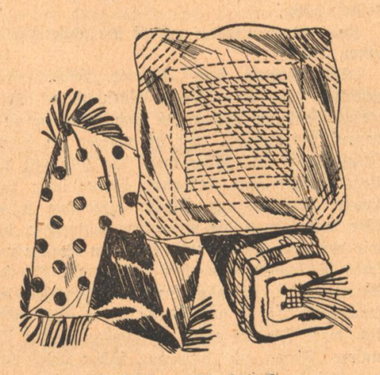
Text und Zeichnungen von Freia Bergenthun

Die Kostümfrage macht sich uns nicht so leicht. Gerade in der Auswahl unserer Kostüme sollen wir nicht die Geschmacksregeln, die an sich bestehen, in der allzu verführerischen Kleidungsfreiheit übertreten. Wir dürfen nicht glauben, im Faschingskostüm dürfe reine Willkür herrschen. Auch die Kostümierung zur Karnevalzeit sollte ganz bestimmten Zielen zustreben. Wir sollten diese Ziele wenigstens stellen, wenn auch die Faschingskostüme in den letzten Jahren in den meisten Fällen keine anderen Aufgaben zu lösen versuchten, als die Trägerin so geschickt wie möglich zu „enthüllen".

Mit der Idee eines Kostüms soll nicht nur das Wesen der Trägerin unterstrichen werden, sondern darüber hinaus können wir in den Kostümen an vergangene Modejahrzehnte und teils schon vergessene Trachten unseres Volkes erinnern. Sie können heute — soweit sie nicht noch aus Urgroßmutters Truhe gerettet wurden — nie mehr ganz echt sein, aber das ist auch nicht notwendig. Sie müssen nur den Stil und die Idee an sich inne halten. Diese Auswahl der Stilkostüme führt uns dann unwillkürlich zum Erkennen vergangener Moden und vergessener Trachten unserer Vorfahren, die uns dann wieder neue Anregung für unsere Tageskleidung geben.

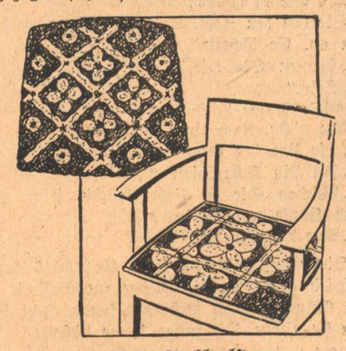
Im allgemeinen gilt: Alles, was da in uns wohnt an Uebermut, Spaßhaftigkeit, Schelmerei, Groteske, Schauspielerischem, Naivem, Sentimentalem, Kraftvollem, Tänzerischem, alles das kann im Karnevalkostüm zum Ausdruck gebracht werden. Nicht in der Kostbarkeit des Materials liegt die Originalität des Kostüms, vielmehr in der Uebereinstimmung mit der Wesenseigenart und dem Stile des Kostüms.

In diesem Jahr brauchen keine modischen Probleme gelöst werden. Es bestehen auch nicht die Fragen: Verhüllen oder enthüllen, Hose oder Rock, kurz oder lang. Nur das eine muß beachtet werden: Das Kostüm muß in engster Beziehung mit dem Charakter und der Figur der Trägerin stehen. Wir müssen uns so wohlangezogen fühlen, wie in keinem Alltagskleid.



Kissen aus Wachstuch.

Unsere moderne Heimkultur hat den Vorzug, daß sie vor keinem noch so eigenartig erscheinenden Material zurückschreckt. Und das heutige Dekorationswachstuch ist nicht nur außerordentlich preiswert, man kann es wohl schon um eine Mark herum pro Meter kaufen, sondern es ist gefällig und schmiegsam, beinahe wie ein gewebter Stoff. Wir bringen hier einige Vorlagen für seine Verarbeitung.



Gestickte Stuhlpolster.

Die Möbel für den täglichen Gebrauch im bescheidenen Bürgerhause haben sehr viel Aehnlichkeit mit den schlichten, aber stilreinen Biedermeiermöbeln des vergangenen Jahrhunderts Es paßt deshalb auch zu ihnen, wenn man sie genau wie damals mit einem gestickten Sitzkissen ausstattet. Die Farben brauchen durchaus nicht regelrecht bunt zu sein. Braungold, Schwarz-grau oder Schwarz-gelb sind sehr hübsch, je nachdem es die Holzfarbe gestattet.

Bücher für die deutsche Frau

Barb. Der Roman einer deutschen Frau von Kurt Tremel Eggert. Eher-Verlag, München.

„Was bin ich denn für eine Frau?" So fragt sich Barb die herbe Barb, die Heldin des Roman-Erlebens oft in ihrem Leben, in dem sie sich selbst erlebte und treu blieb. Den Wert des Menschen entscheidet einzig und allein, welchen „Stil des Erlebens" er hat. Es liegt zu nahe, das Erleben dieser Barb in Verbindung zu bringen mit dem, was Dr. Ludwig Ferdinand Clauß in seinem Buch: „Die nordische Seele" von dem Erleben eines nordischen Leistungsmenschen sagt: „Es gibt eine Möglichkeit, in solcher Weise die Welt zu erleben, daß sie vor der erlebenden Seele dasteht wie ein System von Gleisen, die alle zur Ausfahrt rufen: zum Ausgriff in die so gesehene Welt. Die Welt ist Widerstand. Widerstand im Stile solchen Erlebens — etwas, das zum Angriff aufruft: Ein Gleis zur Ausfahrt."

Wir erkennen nach diesen Auslegungen von Clauß in Barb den Typ eines nordischen Menschen, einer nordischen Frau. Barb ist Erleben, Barb erlebt und kämpft um ihr Selbst, das aus innerer Notwendigkeit heraus einer ganz anderen Bestimmung zu folgen hat, als der ihrer Freundinnen, mit denen sie zusammen in einer fränkischen, urdeutschen Kleinstadt aufwächst. Das Mädchen Barb wurde — aus dem Erleben des grauenvollen Krieges, unter dem sie mit all ihrer Tiefe einer opfernden Frauenseele litt und des schmerzhaften Begreifen-Lernens in der Revolution 1918, daß alle Opfer umsonst gewesen sein sollten — eine deutsche Frau und Mutter, die in unerschütterlichem Glauben an das Gute im deutschen Volk, jetzt den Frühling dieses Volkes mit ihren Kindern aufsteigen sieht. „Glauben dürfen ist schön! Und glauben können ist Gnade!" Barb ist es schon wert, daß wir deutschen Frauen uns mit ihr beschäftigen. f. b.

*

„Weniger Wirtschaftsgeld . . .?" Von Dipl.-Ing. P. Riehm und Thea Riehm. Auf knapp 50 Seiten behandeln die beiden Verfasser im Plauderton die wichtigsten Erfordernisse planmäßiger Haushaltsführung. Das Büchlein will vor allen Dingen denjenigen Hausfrauen, deren Wirtschaftsgeld in den letzten Jahren immer geringer geworden ist (und für welche Hausfrau träfe das nicht zu?!) ein Wegweiser sein, wie sie die eingetretenen Kürzungen durch geschickte Verteilung auf die einzelnen Ausgabengruppen mildern und darüber hinaus an Arbeitskraft, Zeit und Geld sparen können.

*

Die schöne Frau
(Verlag Gustav Thomas-Bielefeld.)

Heft 1 des neuen Jahrgangs 1934 möchte man jeder deutschen Frau zum Lesen geben. Jede würde dann beim Lesen dieses lebendig, echt und reich gestalteten Heftes eine Erweiterung und Vertiefung ihres Frauentums verspüren. Da sind keine „Aufsätze", die lediglich aktuelle Frauenfragen eingehend behandeln, sondern da fühlt man vom ersten bis zum letzten Aufsatz das Dienen an der deutschen Idee. Ueber die Frauenfragen hinaus weisen, die aus der Zeit, dem Leben und Erleben abgelauschten Ausführungen des bis vor kurzem als Nationalsozialist in der Schweiz wirkenden Hauptschriftleiters Rolf Curt „Von Lumpen und Gesinnung". Sie sind in einer aktuellen Plauderei zusammengefaßt, die zum Mahn- und Aufruf für jeden Deutschen wird. Der Sitz der Hauptschriftleitung ist künftig in Stuttgart, Süddeutschland.

*

Die Deutsche Frau, Heft 2 (Neudeutsche Verlags- und Treuhand-Ges. m.b.H. Berlin S. W. 11)

Die Halbmonatsschrift für Stadt und Land ist durch die auch für die Stadtfrau wissenswerte Beilage: „Die Bäuerliche Frau" reicher und wertvoller geworden. Sie erzieht durch diese in sich abgeschlossenen Teilung eine für die Erreichung der wahren Volksgemeinschaft notwendige Verbindung von Stadt- und Landfrauen.

Die NS.-Frauenwarte, 1. Februarheft 1934 wird durch die einleitenden Worte „Bereitschaft zur Freude" gekennzeichnet. Es ist ganz auf Freude, Heiterkeit und sinnvolle Erholung abgestimmt. Wir werden in die frohe Zeit des Fastnachts eingeführt, hören und sehen vom Volks- und Gesellschaftstanz, Film, Bühne, Oper, Laienspiel und dem Kasperle-Theater. Leider wird noch der Vermerk zu den Aufsätzen vermißt, die zur Verwendung für bestimmte Arbeitsgruppen der NS.-Frauenschaft vorgesehen sind. F. B.